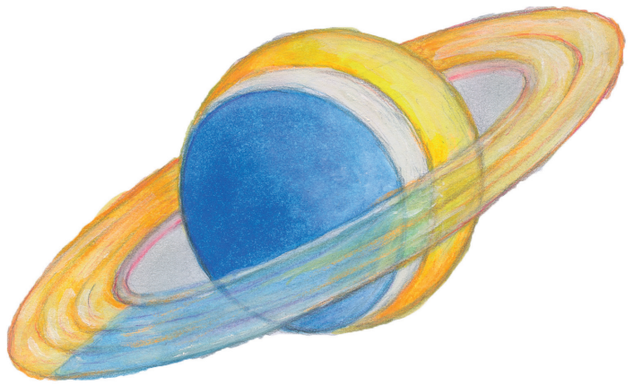
Auf einem fernen Stern...



…lebten vier Millionen gelbe Grashalme und vier Millionen blaue. Quer um die Sternenkugel trennte ein kahler Streifen säuberlich die beiden Farben voneinander. Sie vermischten sich niemals. Niemand wusste so recht, warum sie so verschiedene Farben hatten. Lag es an der Mineralbeschaffenheit des Bodens? Oder war es eine Art Inzucht? Vielleicht lag es daran, dass die Eltern zu den blauen Gräschen sagten: „Ihr seid von edlem Geschlecht. In euren Adern fließt blaues Blut. Haltet euch von den Gelben fern. Sie sind primitiv und haben keine Kultur."

Und die Eltern der Gelben sagten zu ihrem Nachwuchs: „Die Blauen dort drüben meinen, dass sie was Besseres seien. Dabei sind wir viel widerstandsfähiger als sie. Schaut sie doch an! Wenn die Sonne stark scheint, kippen sie um. Sie sind überzüchtet und verweichlicht."

Denn jeder der acht Millionen Halme war überzeugt, die allein richtige Farbe auf dem Stern zu haben. Schnell drehten sie die Köpfe weg, wenn sie sich zufällig von ferne einmal sahen.

Ihre gegenseitige Abneigung war auch der Grund, weshalb mitten durch die Insel dieser kahle Streifen lief, der die Gelben von den Blauen trennte, und den sie Grenze nannten.

Eines Tages wehte ein junger frischer Wind über den kleinen Stern. Er wunderte sich über den toten kahlen Streifen zwischen den verschiedenfarbigen Wiesen, der wie ein Scheitel auf dem Kopf der Menschen die beiden Farben trennte. Er schüttelte seinen Wirbel-Wuschel-Kopf und packte vorwitzig und unbeschwert von jeder der farbigen Wiesen etwas Blütenstaub. Er wirbelte alles durcheinander, streute es über das gelbe und das blaue Grasland, hauchte seinen warmen Atem darüber und rieselte einen warmen Landregen darauf.

Entsetzt sahen die Gelben nach einigen Wochen neue frische grüne Grasspitzen zwischen sich sprießen. Ärgerlich riefen sie hinüber zu den Blauen: „Holt diese frechen Grünen zurück, wir haben so was nicht gern!" Von der anderen Seite erwiderte man: „Bei uns sind auch welche, die solltet ihr bald abholen!"

Aber keines der beiden Grasvölker sah eine Möglichkeit, die Eindringlinge loszuwerden. Die wuchsen einfach lustig weiter. Saftig und lebensfroh sprossen in ihrer Mitte grüne Grashalme. Sie konnten aus dem Sonnenlicht Chlorophyll tanken und waren daher kräftiger als die Gelben und Blauen, die nur auf ihre Wurzeln angewiesen waren.

„Sie werden unser Land überschwemmen und uns verdrängen", flüsterten die alten Farben, „was können wir nur gegen sie tun? Wir müssen uns zusammensetzen und miteinander beraten." Notgedrungen trafen sich die beiden eingeborenen Farben auf dem neutralen kahlen Streifen in der Mitte des Sterns und beratschlagten. Man dachte über die Einfuhr von grasfressenden Tieren und über Unkrautvertilgungsmittel nach. Manche riefen wütend: „Reißt sie aus! Krieg den Fremden!"

Aber ein großer alter Halm sagte: „Dann werden auch von uns viele sterben, denn sie sind stark." Ratlos mit hängenden Spitzen saßen sie im Kreis.

Da rief ein Grüner aus der neuen Rasse zu ihnen hinüber: „Habt ihr Sorgen? Wir sehen, dass ihr oft beieinander sitzt und euch Sorgen macht. Erlaubt uns doch, an eurem Problem mitzuarbeiten!"

Ein paar kluge bedächtige Grashalme nickten sich zu: „Warum eigentlich nicht. Hören wir uns an, was sie zu sagen haben. Schaden kann es nicht, wenn man sich zusammensetzt und einander zuhört“.
Und sie erläuterten den Grünen ganz offen, dass sie Angst hätten, von ihnen überrollt und verdrängt zu werden.
Die Grünen nickten: „Eure Sorgen können wir gut verstehen. Denn ihr selber habt uns eure besten Eigenschaften vererbt, als der Wind uns vermischte. Wir haben die Ausdauer und Bedürfnislosigkeit von euch Gelben vereint mit der Erfahrung und der Klugheit von euch Blauen.“
„Ist das wirklich so? Woher wisst ihr das?“ riefen die Blauen und Gelben durcheinander.
„Das hat uns der Wind erzählt“ antworteten die Grünen.
„Wenn das wirklich so ist, dann sind wir ja miteinander verwandt!“ flüsterten sich die alten Farben zu.
Die Beratungen auf dem kahlen Streifen dauerten bis in die Nacht.
Als schon die anderen Sterne ringsum langsam verblassten und der Morgen dämmerte, verkündeten ein großer Gelber und ein älterer Blauer das Ergebnis der Beratung:
„Wir sind miteinander verwandt. Und eigentlich können wir stolz auf euch sein. Ihr seid als Mischung mit unseren besten Eigenschaften gut gelungen. Und weil wir alle aus demselben Ursprung sind, haben wir beschlossen, dass wir fortan friedlich auf diesem Stern zusammenleben wollen.“
So geschah es. Eine Zeitlang gab es noch viele bunte Schattierungen. Die einen hatten eine gelblichere Haut, die anderen leuchteten etwas bläulich. Aber niemand kam sich deshalb besser oder schlechter vor als andere. Sie wurden zu einer gesunden und friedlichen Gemeinschaft.

Manchmal kann man ihn sehen, den farbigen Stern. Denn ab und zu fährt der vorwitzige Wuschel-Wirbel-Wind über die kleine Sternenwiese im Weltall, so dass sie leuchtet:
blau, gelb und grün – wie ein Feuerwerk!

Musik für die Prinzessin

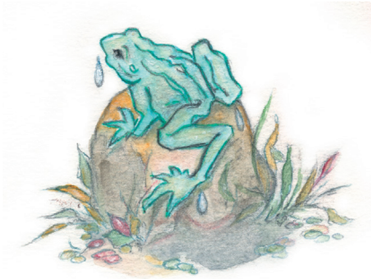
Die Prinzessin war äußerst geräuschempfindlich. Ihre zarten Öhrchen konnten nur die erlesensten Geräusche vertragen. Es war ihr ein Graus, mit Menschen zusammen zu sein, die zu laut, zu tief oder zu schrill sprachen. Die Geräusche, die der Prinz morgens beim Frühstücken von sich gab, waren nahezu unerträglich für sie. Dabei tat er gar nichts Besonderes – naja – er schlürfte ein bisschen zu genüsslich an seiner Kaffeetasse. Beim Abbeißen vom Brötchen pfiff er ein bisschen durch die Nase, und seine Stimme klang morgens noch etwas rau und kratzig, falls er überhaupt redete.
Für die Prinzessin war dies alles eine Qual. Und es gab Geräusche, die der Prinz außerdem noch machte, auf die ich gar nicht genauer eingehen will.
Natürlich wusste man von dieser aristokratischen Sensibilität der Prinzessin. Man schenkte ihr bei Einladungen die erlesensten Schallplatten, und am Geburtstag wurde ein berühmter Flötist eingeflogen, der ihr ein Morgenständchen vorm Fenster brachte. Im Schlosspark hüpften die Nachtigallen herum, wie andernorts die Spatzen.

Die Bediensteten wurden nach angenehmer Stimmlage ausgewählt, wodurch es mittags wie Kirchenchor aus der Küche herausklang. Ihre besten Freundinnen, oder solche, die es werden wollten, ließen sich bei Sprecherzieherinnen Stunden geben in melodischer, gut artikulierter und gepflegter Aussprache. In allen Räumen waren die teuersten Stereoanlagen installiert, denn die Prinzessin ließ ihr tägliches Tun und Walten von ihren Lieblingsmelodien begleiten.
Nur der Prinz kümmerte sich keinen Deut darum. Er bildete sich ein, die Prinzessin müsse sich auch an die unappetitlichen Geräusche des Lebens gewöhnen. Nur an hohen Festtagen, oder wenn er ihr einen großen Gefallen tun wollte, gurgelte er morgens vor dem Frühstück Veilchenwasser

mit gemahlener Kreide und trank ein halbes Glas warme Milch mit Honig und rohem Eigelb – igitt.
Eines Tages fiel der Prinzessin auf, dass ihr das Potpourri einiger Klänge fehlte, die sie sehr liebte. Leider wusste sie weder den Namen der Komposition, noch fiel ihr der Urheber ein, noch konnte sie die Melodie summen. Sie wusste nur, dass ihr ein paar Töne verloren gegangen waren, die sie sehr vermisste.
Die Prinzessin hatte einen starken Willen, und wenn sie etwas wollte, ging sie mit dem Kopf durch die Wand. Sie kaufte die neuesten und die ältesten Schallplatten, bat die berühmtesten und erfahrensten Sänger um ihren Rat, besuchte Konzerte und Schlagerfestivals – es war alles umsonst. Die Melodie war nicht zu finden.
Als nächstes inserierte sie in mehreren teuren Zeitschriften und bat um Einsendung ausgefallener Lieder und Melodien gegen Belohnung. Waschkorbweise schleppten Briefträger die Antworten herbei. Stoßweise spielte ihr der Schlosspianist die Notenblätter vor. Kurz, sie investierte ein kleines Vermögen, und sehr, sehr viel Zeit. Aber die Melodie war nicht aufzufinden.
Die Prinzessin, die schon immer ein wenig exzentrisch – man könnte fast sagen – hysterisch gewesen war, steigerte sich derart in ihren Kummer und das Verlustgefühl hinein, dass sie abmagerte und nur noch stundenweise unruhigen Schlaf fand. Auch der Prinz konnte ihr nicht helfen, denn er war auf einer mehrmonatigen Geschäftsreise. Sie konnte ihm nur schreiben.
Als es schon so weit gekommen war, dass selbst der Leibarzt der Prinzessin sich ernsthafte Sorgen um sie machte, wachte die Prinzessin eines Nachts von einer ihrer wenigen und unruhigen Schlafstunden auf durch ein wunderbares Geräusch. Verwirrt riss sie die Augen auf und lauschte. Da war es wieder. Zunächst konnte sie nicht feststellen, woher die geliebte, so lang entbehrte Melodie kam. Es war stockdunkle Nacht. Sie tastete nach ihrer Nachttischlampe und knipste das Licht an. – Neben ihr lag der Prinz und schnarchte.

Froschkönig

á la Gebrüder Grimm



. . . Es dauerte auch nicht lang, da kam er wieder in die Höhe und warf die Kugel ans Land.

Die Königstochter, nennen wir sie Anna, hatte überhaupt keine Spielkameraden. Sie musste im Schlossgarten bleiben, weil ihre Eltern Angst davor hatten, dass sie jemand entführen könnte.

Also langweilte sich Anna sehr, und das Spiel mit der goldenen Kugel und dem Frosch gefiel ihr gut. Absichtlich spielte sie jeden Tag nahe am Rand des Brunnens, so dass die Kugel über kurz oder lang hineinfallen musste.

Immer wieder brachte sie der Frosch hinauf zu ihr.

Viele Tage machte er geduldig das Spiel mit, aber bald fing er an, sich zu ärgern. Nach dem siebenundachtzigsten Mal rief die Königstochter vergeblich: „Ach, wenn ich nur meine Kugel wieder hätte! Was würde ich alles dafür geben."

Sie rief und rief und wurde schon ganz heiser, als endlich der Frosch ohne Kugel auftauchte und sagte: „Jetzt reicht es mir. Viel scheint dir ja nicht an deiner Kugel zu liegen, wenn du sie immer wieder in den Brunnen fallen lässt. Kannst du denn nicht besser auf deine Sachen aufpassen? Ich werde dir eine Lehre erteilen. Ich behalte die Kugel, ich kann sie gut gebrauchen. Du hast ja genügend anderes Spielzeug."

Und weg war der Frosch.

So sehr die Königstochter auch rief und bettelte, der Frosch blieb verschwunden. Ein bisschen weinte die Königstochter noch vor sich hin, dann vergaß sie ihre Kugel.

Nicht so der vermeintliche Frosch. Er war natürlich nicht verzaubert, denn so was gibt es nur im Märchen. Er war einer der Bodyguards und war vom König angestellt worden, um auf die Prinzessin aufzupassen. Er trug nur einen grünen Tauchanzug mit Froschmaske. Das alles streifte er jetzt von sich, schlüpfte mit der Kugel unter dem Arm aus dem Schlosspark und verschwand im Wald.

Die goldene Kugel verscherbelte er für einen hübschen Batzen Geld und kaufte sich ein Anwesen im Hessischen, bei Seligenstadt. Der Ort ist noch heute nach seinem lukrativen Erwerb benannt. Er hat die Postleitzahl 63500 und heißt Froschhausen.

Ein Mann

Die Prinzessin kam allmählich in die Jahre, wo man einen Mann haben möchte. So ging sie in verschiedene Geschäfte und fragte, ob man ihr einige Exemplare zur Ansicht mitgeben könne. Aber dort sah man sie nur erstaunt an, schüttelte den Kopf, und die Prinzessin hatte das Gefühl, dass man prustend hinter ihr her lachte, wenn sie die Ladentür geschlossen hatte. Und das kann gut sein.

So setzte sie sich in ihrem besten Kleid auf eine Bank und wartete auf einen Mann.

Aber es kamen nur Männer vorbei, die schon verheiratet waren, oder zu alt, oder die keine Zeit hatten, oder die nur eine Nacht lang mit ihr tanzen wollten.

Am Sonntag sah sie, dass viele Menschen in die Kirche gingen. Männer auch. Also lief sie hinterher. Aber die Frauen saßen alle auf der linken Seite und die Männer auf der rechten, und sie konnte während der Feierlichkeiten nur ein- oder zweimal vorsichtig hinüberschauen.

Da gab sie ein Zeitungsinserat auf: „Prinzessin, schlank, brünett, mit Luftschloss, zutraulich und verwunschen, sucht einen echten Mann."

Es schrieben ihr vor allem Ärzte. Die wollten sie untersuchen und analysieren. Dann noch ein paar Dichter. Aber die waren so verschroben, dass sie bald merkte, dass die sie wohl weder be-, noch ent- oder verzaubern konnten.

Da gab sie es auf. Sie setzte sich in ihren bequemsten Jeans auf die Bank

unter den Bäumen, die ihr sicherlich schon mal gesehen habt – ich meine die Bank, von der man den schönen Blick hat – und träumte sich einen Mann. Und da rief doch jemand über den Zaun: „Fräulein, können Sie mir mal helfen? Ich kann meine Ramona nicht alleine fangen." Ramona war ein großes weißes Huhn, und wie sie bald erfuhr, das beste im Stall. Man kann aber ein Huhn nicht alleine fangen. Alles geht zu zweit ein bißchen leichter. Sie fingen das Huhn und so lernte die Prinzessin den Schlossgarten und den prächtigen Wohnsitz des Prinzen kennen. Er war Herrscher über eine Wiese, viele Bäume und eine Schar weißer Hühner. Sein Charakter war edel und zurückhaltend.

Sie hatten es nicht immer leicht zusammen, die beiden. Besonders als Ramona, das kleine Mädchen der beiden, geboren wurde, denn die Eierpreise waren durch den Import der dänischen Käfigeier rapide gesunken.

Die Leute wunderten sich oft, dass die Prinzessin auf diesen blonden schüchternen Habenichts hereingefallen war. Die Armen, sie wussten es nicht besser, denn sie konnten die Krone auf seinem langsam lichter werdenden Haar eben nicht sehen.